Männerbuch der Woche

51te KW

Frank Keil

Das weiße Rauschen des Universums

Ob man Weihnachten mag oder auch nicht so sehr – dass man etwas verschenkt, bleibt meist nicht aus. Vielleicht ein Buch? Oder zwei? Und gegebenenfalls an sich selbst?

Ich lernte den Text von Elke Schmitter bei einer Veranstaltung der Reihe »Literatur-Quickie« kennen. Veranstaltet wird diese von dem Hamburger Schriftsteller und Verleger Lou A. Probsthayn, jeden letzten Sonntagnachmittag im Monat (bis auf die Sommer- und die Weihnachtspause). Eingeladen in ein österreichisches Gasthaus in Hamburg-Winterhude werden in der Regel fünf AutorInnen; gelesen wird maximal zehn Minuten, ein Quickie eben. Mal sind die Texte (ein kurzer Auszug aus einem Roman, der Anfang einer Erzählung, auch Lyrik ist oft dabei) solide gut, mal beeindruckend perfekt, mal na ja, mal ganz okay. So war es auch an diesem Sonntagnachmittag (ich: ein Latte Macchiato, ein Stück Apfelkuchen, selbstredend mit Sahne). Und dann trat Elke Schmitter auf, angereist aus Berlin; stellte sich auf die kleine, badetuchgroße Bühne, rückte sich das Mikrophon zurecht, und es war (ich habe keine Ahnung vom Fußball, aber der Vergleich drängt sich mir bis heute auf:), als wenn Bundesliga oder auch Champions League auf Kreisliga stößt.

Es war von Anfang an der Ton, der überzeugte; die Sicherheit, mit der die Erzählerin ins Erzählen kam, und über das Erzählen über das erzählte Erleben baute sich in wenigen Worten vor uns Zuhörenden eine sowohl konkrete wie gedankenfluide, zuweilen auch abstrakte Welt auf; komplex, verwirrend und von einem Moment auf den anderen im Alltagsdetail unerwartbar fassbar.

Es geht – einen »*Ein*bildungsroman« nennt Elke Schmitter ihr Buch und das ist schon mal ein erster guter Hinweis – um Helena, sie ist die Heldin. Und Helena (keine klassische Göttin, aber kraftvolle Gestalt in der griechischen Mythologie, für – blendende – Schönheit zuständig, in den Künsten des Verführens kundig, aber auch sozusagen

Elke Schmitter
Alles, was ich über die Liebe weiß, steht in diesem Buch
München: C.H. Beck Verlag 2025
351 Seiten | 26,00 Euro | ISBN 978-3-406-82228-5 | Leseprobe

»Wir trafen uns in einem Restaurant, das wir beide nicht kannten; auch das eine, allerdings eher verunsichernde Symmetrie. Und ich war, leider, vom ersten Augenblick an (denn der Augenschein entsprach der Vorstellung) im Prüfungskäfig. Und kam nicht wieder raus. Es passte fatalerweise alles, bis hin zu seinem Beruf, der sich wie eine sardonische Pointe zu meinen tiefsten Wünschen ausnahm, der Mann war: Bindungsforscher.

Wir waren höflich und interessiert genug, vier Stunden miteinander zu verbringen, inkl. Ortswechsel (als mögliche Rettung aus der Lähmung am Restauranttisch) in eine Straßenbar, aber: nichts half. Wie er sich fühlte, weiß ich nicht, doch für mich war es ein Desaster: ständig wollte ich rufen: So, wie ich jetzt wirke, bin ich eigentlich nicht! Und diese verklemmt-passive, depressive Frau, die dir gegenübersitzt, die will ich auch nicht kennen.

(Am, nächsten Morgen ein freundlicher Anruf von seiner Seite, der die nicht entstandene Bindung rücksichtsvoll beendete.).«

Elke Schmitter

Schirmherrin des Konflikts, der ganze Krieg um Troja, all das Gemetzel, nur ihretwegen), Helena also hat ein so gut wie erwachsenes Kind, sie ist Künstlerin mit eigenem Atelier irgendwo in Berlin (sie malt), sie ist geschieden. Sie ist nicht mehr jung; nicht mehr jung in dem Sinne, dass man fahrlässig denkt, alles sei noch möglich, das Leben könne noch mal neu beginnen, ganz von vorne, das kann es nicht, keineswegs, und Helena weiß das auch und es ist ebenfalls in Ordnung so, dass sie es weiß und dass es so ist. Sie ist somit in einem Alter, für das es (warum eigentlich nicht?) keine guten Worte gibt, weil *älter* oder gar *alt*, um Himmels Willen! Und sie ist auf der Suche (trifft es das?), wobei gezielt zu suchen, man ahnt es und mehr als das, wenn es um Liebe und Begehren gehen soll, da ist der Erfolg nicht allzu sicher, wenn man sich für ein so genanntes Date verabredet, meistens wird es anstrengend, schwierig, enttäuschend.

Dann aber trifft sie an nichts weiter denkend auf Levin, ungeplant und damit ohne Absichten, auch er ist solo (sagt man das noch: solo?), ist getrennt, was schmerzlich gewesen sein muss, als das geschah, wie man später erfährt; dazu ein Sohn, der gleichfalls längst kein Kind mehr ist; sie trifft ihn auf einer Party, diesen Levin. Sie werden einander vorgestellt, vom Gastgeber: Levin – Helena, Helena – Levin, dazu die Nachnamen. Sie wechseln ein paar Worte, die Party geht weiter, anderes passiert (es wird gesungen, Karaoke). Es geht ihr gut, alles ist an seinem Platz und dann – jeder und jede kennt das – hat man plötzlich genug, man möchte gehen, ohne großen Aufsehen, ohne wortreiche Verabschiedungen oder gar Erklärungen (»Oh, du gehst schon?«), einfach gehen möchte man, man will wieder für sich sein, sie nimmt ihren Mantel, er steht neben ihr, sie fragt ihn nach dem Weg zur nächsten U-Bahn-Station, sie fragt ihn, um etwas zu sagen. Und er zeigt ihr den Weg, sie unterhalten sich dabei, es ist eine kurze Fußstrecke. Am nächsten Morgen eine E-Mail, die nicht zu knapp und nicht zu ausführlich ausfällt, die gerade richtig ist und ausgewogen: Vielleicht kann man sich ja mal auf einen Kaffee treffen, bei Gelegenheit.

So fängt es an, so geht es weiter. Und ein Monolog der Selbstbeobachtung entfaltet sich, mal ist der Blick sehr scharf gestellt, mal sind die Gedanken und Gefühle (und wie beides sich verbindet, dass auch) nahezu im freien Fall. Dazu gesellen sich am unteren Seitenende Fußnoten aus Erklärungen und Assoziationen, die Helena bewegen, die ihr in den Kopf rutschen und begriffen werden wollen, die sozusagen das theoretische Fundament der liebesbereiten Helena bilden, und also schaut manchmal Sören Kierkegaard kurz vorbei

oder Niklas Luhmann, auch vom Museum der zerbrochenen Beziehungen in Zagreb werden wir erfahren.

Das ist ganz wunderbar geschrieben, so gar nicht auf einen Plot hin konstruiert, so gar nicht auf eine Kernthese hin angelegt; vor uns liegt vielmehr ein absolut offener, also freier Text, und nun verlassen wir die beiden: zufällig oder auch nicht zufällig sind die entscheidenden Momente der Annäherung, der Begegnung(en) an Weihnachten verortet, an Silvester und in den Tagen danach (eine ja durch und durch aufgeladene Zeit, die man überstehen muss und in der Hoffnung und Vergeblichkeit, Nähe und Ferne, so nahe beieinanderstehen wie Mäntel an einer Garderobe nebeneinander hängen), und dann geht es weiter durchs Jahr, das ja auch uns immer wieder neu bevorsteht und das bewältigt werden will.

Der nächste Literatur-Quickie findet übrigens am 25.01.2026 um 16 Uhr statt. Weitere Infos dazu: www.literatur-quickie.org/lesung/.

Ein Sachtext, sollte man meinen, sollte man erwarten. Und liegt damit nicht ganz verkehrt, und zugleich ist dieser Text so viel mehr. Um den Bleistift geht es, um seine Kulturgeschichte, um eine Hymne auf ein Ding in diesen Zeiten, in der überall ein QR-Code lauert, um etwas herunterzuladen, das man meist nicht liest; kurz schaut man vielleicht, mehr nicht. Wie er in die Welt kam, der Bleistift. Wie er Kult wurde und warum. Was der Bleistift mit der Stadt Nürnberg zu tun hat, wird man erfahren. Von einem Blitzeinschlag und einem Sturm wird erzählt, im Jahr 1565, in der nordenglischen Grafschaft Cumberland, der eine Esche oder vielleicht auch Eiche fällte und unter ihren freigewordenen Wurzeln zeigte sich der Zugang zu einer Mine des Stoffes, aus dem das Wichtigste des Bleistiftes besteht: das Grafit. Das übrigens reiner Kohlenstoff ist.

Und wo ein gezogener Bleistiftstrich zuweilen korrigiert werden soll, dürfen auch ein paar Worte zur Geschichte des Radiergummis nicht fehlen (ein Forensiker aus dem US-Bundesstaat South Carolina mit Namen Ordway Hilton etwa widmet diesem 1908 eine 128-seitige Schrift). Und dann der Anspitzer! Das erste Patent auf ihn wurde 1828 vergeben! 1889 dann die erste kurbelbetriebene Spitzmaschine – mittels rotierenden Sandpapiers. Während sich die »Bleistiftschärfmaschine Jupiter«, produziert in Hamburg, wo sonst, nicht durchsetzen konnte, auch wenn diese 80 Bleistifte in nur zehn Minuten eben anspitzen konnte.

Fehlen noch kurz einige der Bleistift-Nutzer, also Menschen, die auf ihn schwörten: Joseph Beuys und Karl Lagerfeld etwa; der Komponist Aaron Copland, der Maler Wassily Kandinsky, der Schriftsteller Elias Canetti, auf dessen Schreibtisch sich nach dessen Tod in drei Reihen insgesamt 53 Bleistifte fanden; so wie der große Schweizer

Alexander Kluy
Der Bleistift
Innsbruck: Limbus Verlag 2025
96 Seiten | 15,00 Euro | ISBN 987-3-99039-277-5

> *»Der Bleistift spiegelt den Menschen wider; der ihn in die Hand nimmt und mit ihm schreibt. Kein anderes Schreibmedium spiegelt die aufgewendete, also die vergehende Zeit so unleugbar wider, wie dieses Utensil. Was an einem Computerbildschirm von stupend anonymer Nullität ist, der Fortgang des Schreibvorgangs, was bei einem Füllfederhalter, einem ökologisch desaströsen Kugelschreiber aus Plastik, einem durch und durch plebejischen Massenfilzstift unsichtbar ist, das ist beim Bleistift ganz konkret: Je mehr man schreibt, desto mehr nimmt er ab.«*
>
> Alexander Kluy

Schriftsteller Robert Walser sich am Ende seines literarischen Schaffens ins »Bleistiftgebiet« zurückzog und kürzeste Texte mit so kleiner Bleistiftschrift schrieb, dass später GermanistInnen viel Zeit und Muße brauchten, um sie nach und nach zu entziffern und zu deuten, also zu lesen.

So ein Buch oder Büchlein liegt also vor uns, in dem es um die Rettung des Sinnlichen geht, um die Würdigung des »Jesus Christus des Schreibens«, wie der Autor Alexander Kluy den Bleistift völlig zu Recht nennt. Und ganz nebenbei und passend und das ist nicht unwichtig, ist dieses wunderbare, feine Bleistift-Buch einfach sehr, sehr schön gemacht: Es ist klein, aber nicht zu klein; es fühlt sich griffig an, es ist anständig gebunden, es passt schlicht in jede Manteltasche und dafür ist ja gerade die absolut richtige Jahreszeit.

PS: Eben zufällig (zufällig?) im Radio gehört: Wenn sich die RichterInnen des Bundesverfassungsgerichtes zur Beratung zurückziehen, in ein Zimmer mit abhörsicheren Türen, ist Handy-Verbot und erlaubt sind nur Papier, Bleistift, Radiergummi, Anspitzer.

© RDNE Stock project | pexels.com

Acht Jahre ist es her, dass der Vater gestorben ist. Er war Verleger von Beruf, ein Bücherfreund entsprechend, ein Büchernarr, der zu Literatur forschte, gerne bis tief in die Nacht am Schreibtisch sitzend; der auch Beiträge für das isländische Radio schrieb. Und der folglich in der Wohnung, in der er zuletzt mit seiner Frau lebte, 4.000 Bücher angesammelt hat, was nur eine recht grobe Schätzung ist: Der Sohn überschlägt die Bücherzahl pro Regalbrett und rechnet dann hoch (dazu kommen Bücherstapel in der Garage, im Hausflur).

Nun aber will die Frau, die Witwe, die Mutter auch umziehen, die Wohnung mit ihrem Bücherbestand, der die Wände bis hoch zu den Decken füllt, verlassen. Und der Großteil der Bücher muss weg. Ein längeres Wochenende braucht es dafür, hat der Sohn gleichfalls überschlagen, das müsste reichen. Wohin auch immer die Bücher kommen sollen. Und weiß nun, vor Ort, in der Wohnung, vor den Buchreihen und -stapeln stehend, das langt nicht, das reicht niemals aus.

Ragnar Helgi Ólafsson ist Bildender Künstler, ist Musiker, ist gleichfalls wie sein Vater Verleger geworden und ist Schriftsteller dazu, der in Reykjavik lebt. Und was kann einem Schriftsteller andererseits Besseres passieren, als vor Wänden voller Bücher zu stehen, mit denen er sich beschäftigen muss? Er nimmt das eine und andere Buch zur Hand und schlägt es auf, und er fängt, ob er will oder nicht, zu lesen an und die Zeit zu vergessen. Und so beginnt eine Reise durch die (so reichhaltige) isländische Literatur, auch anhand vieler, schöner Zitate; es folgen Ausflüge in die eigene Lese- und Schreibbiografie, getragen auch durch Erinnerungen an den Vater, den, mindestens was Bücher betrifft, Vorbildhaften.

Da war (es müsste noch irgendwo stehen, nur wo?) dieses Buch »Die Sonne«, das Ólafsson damals als Heranwachsenden zutiefst verstört hat: Es berichtet nicht nur von dem entsprechenden Himmelskörper, woraus er physikalisch und chemisch beschaffen ist, von dessen Umfang und Kraft; sondern auch davon, dass die Sonne eines Tages sich immer mehr ausdehnen wird, bis dass sie das sie umgebende Sonnensystem verschlingen wird, in etwa vier bis fünf Milliarden Jahren. Nur: Warum tut niemand etwas dagegen? Warum lässt das die Menschheit einfach so geschehen? Warum gehen die Menschen stattdessen unbeeindruckt ihrem Alltag nach, ohne sich um das Ende der Welt zu kümmern, von dem man doch in dem Buch »Die Sonne« lesen kann?

Ólafssons vielschichtiges Requiem über die Bibliothek seines Vaters erzählt von der Kraft der Bücher, die sich entfaltet, nimmt man nur eines zur Hand. Es geht dabei nicht allein um einzelne Werke und ihre AutorInnen, sondern um das Universum des gedruckten Schriftlichen überhaupt.

Ragnar Helgi Ólafsson
Die Bibliothek meines Vaters – ein Requiem
Berlin: Microtext Verlag 2025 (aus dem Isländischen von Jón Thor Gíslason und Wolfgang Schiffer)
208 Seiten | 25,00 Euro | ISBN 978-3-948631-64-2 | Leseprobe

»Meine oft erwähnte Bibliothek – diejenige, die mich nach meiner Scheidung verfolgte – befindet sich immer noch in denselben Pappkartons, in denen sie vor drei Jahren auftauchte. Die Kartons standen lange Zeit im Wohnzimmer und bedeckten die fensterlose Ostwand wie eine braune Tapete.

Letztes Jahr bin ich in eine etwas kleinere Wohnung gezogen, zu der aber ein Lagerraum im Keller gehört. Dort verbringen meine Kisten jetzt ihre Tage, und dort werden sie auch bleiben, bis ich einen Weg gefunden habe, sie loszuwerden. Solange ich sie nicht in ein Regal im Wohnzimmer gestellt habe, sehe ich es nicht als totalen Misserfolg an. Ich betrachte die gegenwärtige Situation als einen Waffenstillstand – nicht als dauerhafte Lösung oder gar einen Friedensvertrag.«

Ragnar Helgi Ólafsson

Eine Welt betritt man so mit ihm lesend, in der man sich immer wieder neu beheimaten kann – und die doch wie die Sonne, die auch heute und morgen und übermorgen so selbstverständlich über den Himmel zieht, eines Tages verschwunden sein kann. Eine Erkenntnis, die Ólafsson auch jetzt, als Erwachsenem, nicht erspart bleibt, wenn der Antiquar, an den er sich hilfesuchend wendet, vielleicht kann der ihm helfen, vielleicht kann er ihn und des Vaters Bücher auf seine Weise retten, nur kurz und nüchtern konstatiert: Das Allermeiste aus der so geschätzten Bibliothek des Vaters sei nichts anderes denn *Mülleimerfutter*.

© Doğan Alpaslan Demir | pexels.com

Einmal kommt die Farbe erst dank der neuerdings via Satelliten zu empfangenen flirrigen MTV-Clips in das postsowjetisch stiefgraue Leben des heranwachsenden Protagonisten. Einmal klettert dieser hoch auf den Dachboden, dreht an der Sendereinstellung am Radiogerät, versucht die Sendung wiederzufinden, die er einst als Kind gehört hat, aber da ist keine Stimme, das ist nur Rauschen, das weiße Rauschen des Universums; dann wieder ist unser Held (ist er ein Held und was wäre das für einer?) mittlerweile am Studieren, und ein Mitstudent empfiehlt ihm, doch diese Agnese kennenzulernen, die sei nicht verrückt, aber sie würde auch so seltsame Geschichten schreiben, und er lernt sie kennen, ein schüchternes Mädchen mit einer großen, runden Brille, das einen Wollpullover trägt und die eine leise, aber ernsthafte Stimme hat, als sie dann doch spricht.

Es ist noch nicht allzu lange her, dass Lettland, dieses kleine Land an der Ostseite der Ostsee, politisch unabhängig wurde und sich auf einen eigenen Weg machen konnte. Und nun liegt vor uns ein schmales Büchlein eines hierzulande noch weitgehend unbekannten lettischen Autors, das gelesen werden muss. Weil Vilis Kasims wunderbare hypnotische Geschichten schreibt, die zuweilen von Geistern besetzte Zwischenräume betreten und sie zu erkunden suchen: wenn man ganz allmählich ein Heranwachsender wird, wenn man nicht mehr kindlich in die Welt schaut, aber auch noch lange kein abgebrühter Erwachsener ist; wenn man mehr als ahnt, dass man anders ist, als die meisten anderen, die einen umgeben und dass sich das höchstwahrscheinlich nicht mehr ändern wird; wenn eine Gesellschaft noch mit dem Bisherigen, durchaus Aufgezwungenem verbunden ist, dass sich nicht einfach nur durch Willenskraft abschütteln lässt, aber das Neue sitzt einem noch steif und kratzig im Nacken wie ein Anzug, der noch lange nicht eingetragen ist. Und nicht zuletzt der Buch-Titel verweist darauf, wie einem da der Boden unter den Füßen entgleiten kann: Lysergsäure ist Hauptbestandteil von LSD. Und schreiben kann der Mann, aber hallo! In schönen, poetisch klaren Sätzen. In sanften, knappen wie eindringlichen Beschreibungen.

Es sind kurze Geschichten, zwei, drei, selten vier und mehr Seiten lang, die galant ineinanderfließen, die uns Vilis Kasims anbietet; die leitmotivisch miteinander verbunden sind, ohne dass sie je in didaktischer Absicht hergerichtet sind; die also dabei eigenständig bleiben und so gelesen werden können. Und so ist »Lysergsäureblues« von Anfang bis Ende im guten Sinne ein verwirrendes Buch, in dem man Text nach Text auf eine schwer fassbare Weise heimisch wird, ohne dass man es sich zu gemütlich machen kann. Und das ist doch eine der schönsten Zustände, in den man geraten kann und aus dem sich etwas machen lässt, am besten gleich heute.

Vilis Kasims
Lysergsäureblues
Berlin: Edition fotoTAPETA 2025 (aus dem Lettischen von Lil Reif)
114 Seiten | 15,00 Euro | ISBN 978-3-949262-50-0

»Seit sie im Rollstuhl saß, verließ Großmutter nur noch selten ihr Zimmer. Nur mehr dort verbrachte sie jetzt die Tage, in diesem dünnen, grünlichen Licht, das durch die dünnen, grünlichen Vorhänge fiel. Wenn ich das Zimmer betrat, saß sie meist auf dem Sofa und schaute fern oder ließ einfach die Zeit durch ihre grauen, am Hinterkopf zusammengebundenen Haare ziehen. Sie begrüßte mich mit einem Kopfnicken, bot mir aber keine getrockneten Apfelringe mehr an, wegen denen ich als Kind in ihrem Zimmer angefangen hatte, Bücher zu lesen. Jetzt saß Großmutter meistens schweigend da, die Hände in den Schoß gelegt, sie fragte mich nicht einmal mehr, wie es den Kaninchen und den Gänsen ging, ob die Rüben schon rausgezogen waren, wie die Birnenernte in diesem Jahr ausfiel. Wenn ich selbst anfing, davon zu erzählen, gab sie mir meist einen nebulösen Rat, den ich auch dann nicht hätte befolgen können, wenn ich ihn verstanden und mich, zurück an der frischen Gartenluft, daran erinnert hätte.«

Vilis Kasims

© carlitos | photocase.de

Autor

Frank Keil
liest und schreibt gern und auch viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Autor. Von Hamburg aus ist er unterwegs und recherchiert und verfasst Reportagen und Porträts sowie Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. Er war lange Redaktor der deutsch-schweizer Produktion »ERNST – das Gesellschaftsmagazin für den Mann«, aus dem unter anderem das Projekt www.geschichtenzentrale.ch entstand, das in Winterthur und Bern Alltagsgeschichten sammelt und dann veröffentlicht. Derzeit arbeitet er an zwei Buch-Projekten: seiner Familiengeschichte und an einer Recherche zu der verschwundenen Wiener Malerin Henriette Goldenberg.
keilbuero@t-online.de
https://keilbuero.de/

Redaktion

Alexander Bentheim (V.i.S.d.P.)
c/o Frank Keil, Hohenzollernring 87, 22763 Hamburg
redaktion@maennerwege.de
www.maennerwege.de | www.facebook.com/maennerwege

Links

Im Text orangefarbige Begriffe sind interaktive Verweise auf weiterführende Informationen.

Zitiervorschlag

Keil, Frank (2025): Das weiße Rauschen des Universums. Elke Schmitter‘s »Alles, was ich über die Liebe weiß, steht in diesem Buch«, Alexander Kluy‘s »Der Bleistift«, Ragnar Helgi Ólafsson‘s »Die Bibliothek meines Vaters – ein Requiem« und Vilis Kasims‘s »Lysergsäureblues« (München, Innsbruck, Berlin 2025, Rezensionen). maennerwege.de, Dezember 2025.

Keywords

Liebe, Begehren, Berlin, Roman-Essay, Kulturgeschichte, Blei und Grafit, Aufschreibsysteme, Literatur, jede Menge Dichter, Robert Walser, Island, Literatur, jede Menge Bücher, Antiquariat, Verleger, Kunst, Loslassen, Lettland, Riga, Provinz, Kindheit, Erwachsenwerden, Ende der Sowjetunion, Wendejahre, Geisterwesen

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.